



Abend:

Zeitung.

244.

Freitag, am 11. October 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sem).

Still-Leben.

(Fortsetzung.)

In einem solchen Mooshüttchen, wie ich es Dir eben angedeutet habe, und welches innerlich überaus niedlich ausgeziert ist, war denn auch servirt, und zwar mit einer solchen Profusion, wie sie die Gräfin liebt, und welche Du schon an ihr kennst. Man könnte das Luxus nennen, liebe Freundin; allein es giebt eine gewisse geschmackvolle Pracht, welche uns erhebt und somit in einen höheren Ideenkreis versetzt; und eine solche, den Genuß vergeistigende Pracht mögt' ich nimmermehr verwerfen. — Eins fehlte an diesem sonst so traulichen Abende, wenigstens mir — denn die Gräfin hält an der Exaltation ihrer Ahnungserscheinung, — mein vorausgegangener ehrwürdiger Freund, der Graf mit seiner belebenden, geistreichen Rede, deren geistiger Nachhall noch immer in meiner Seele, gleichwie wie in meinem Ohre, nachklingt.

Liebe Emilie, wie ist das nun? mußte es schlechterdings eine solche Trennung durch den Tod auf Erden geben? war gar keinerlei Einrichtung denkbar, um innig verwandten Geistern auch eine gleichzeitige Abberufung und eine gleichzeitige Wiedervereinigung in einer Folge-Existenz zu sichern? — Siehe, der Gedanke überfiel mich bei Tafel, raubte mir einen großen Theil des sonst so schön eingeleiteten Stündchens, und ich muß, nachdem ich Dir die kleinen äußeren Vorgänge unseres hiesigen Besuches geschildert habe, schließlich darauf zurück kommen, um mich mit Dir darüber auszureden.

Vor der Gräfin wollt' ich die Saite heute nicht mehr anschlagen: sie schwärmt im süßen Ueberzeugungsgefühle eines Verkehrs, welcher ihr den Zweifel weniger wichtig erscheinen läßt; ach! könnt' ich die ganze Innigkeit dieser Ueberzeugung mit ihr theilen! —

Also, liebe Freundin, war Seitens der Gottheit für diese arme Erde keinerlei Einrichtung denkbar, um innig, wahrhaft, ganz verwandten Geistern darum nun auch eine gleichzeitige Abberufung von hier, und eine gleichzeitige Wiedervereinigung in einer Folge-Existenz zu sichern? Gott! das schien so schön, so mild, so tröstlich! — hat Deine arme Erde noch nicht Schmerzen genug, um ihnen auch noch das Zerschmetternde einer Trennung solcher Seelen hinzuzufügen, welche sich ohne dieß so selten finden? Wenn ich alle die Thränen zähle, die ich dem Grafen in der Stille schon nachgeweint habe, so scheint mir's fast zu hart. —

Und doch, liebe Emilie, wie sollt' es wiederum recht gemacht werden, ohne andere, auch unaufhebliche, große Naturgesetze zu beeinträchtigen? Ach! ich gestehe mir's mit wunden Herzen: es war wohl sehr schwer. Der Graf z. B. war schon viel älter als ich, da wir uns fanden; eine Zeit verging noch, ehe wir uns so recht in einander hinein gelebt hatten; — und als dieß geschehen war, freilich, war er sehr alt, sehr hinfällig. Der zerstörte Körper wollte dem immer gleich jugend-frischen Geiste nicht mehr dienen, und zerfiel, einer Bedingung der materiellen Welt gehorchend. Sollte, konnte die Gottheit diese Bedingung aufheben? ging das mir zur

Liebe? ausnahmsweise? Herr! ich werfe mich vor Dir in den Staub, ich wage es nicht von Dir zu fordern.

Ferner aber, so führt mich diese Erörterung wieder recht zu den Ideen unseres Systems planetarischer Metempsychose. Vielleicht wird nämlich jenes, uns jetzt so wünschenswerth erscheinende gleichzeitige Ausdauern wahrhaft verwandter Gemüther auf der Erde, und ihr gleichzeitiges Wieder-Auftreten auf einer Lebens-Folgestufe doch noch von den Wohlthaten übertroffen, welche uns diese Ideen, vermittelt der Nicht-Erfüllung so inniger Wünsche, versprechen. O die Gottheit liebt, in ihrer Annehmlichkeit oft, anders zu geben als wir eben wünschen und bitten, und doch mehr zu geben. Siehe, liebe Freundin, das Wiederfinden, dieß so reizende Wiederfinden nach der Trennung, ginge in Erfüllung des Wunsches gleichzeitigen Abtretens und gleichzeitigen Beginnens des neuen Lebens schon unter; und o, wieviel verlören wir damit nicht! Ich kenne gar keinen schöneren Gedanken, als den der Vergeltung des bittersten Trennungschmerzes durch diesen süßesten Ersatz späteren Wiederfindens unter vollkommeneren Lebensverhältnissen, mit denen der Vorangegangene schon vertraut ist und in welche der später von der Erde Scheidende erst durch eine liebende Anweisung eingeweiht werden soll.

Meine theure Freundin, wie sehr betrachtet man Alles anders, wenn man es später betrachtet, und von einem höheren Standpunkte aus betrachtet! Mir fiel vor einigen Tagen ein altes Journalheft mit Arbeiten von mir in die Hände, welche mir vor vielen Jahren literarische Händel zugezogen und viel Verdruß gemacht hatten. Ich will Dich mit dem Detail gar nicht ermüden; genug ich hätte damals darüber verzweifeln mögen. Jetzt sah ich die Sache mit vollkommen andern Augen: aus jenem Verdrusse, jenen Schmerzen, waren wichtige Erfahrungen, Belehrungen, kurz, sehr schöne Früchte für mich erwachsen, und ich segnete heute dieselben Schmerzen. Glaube mir, also wird es mit den herbsten Schmerzen des Lebens um so mehr seyn: gerade diesen wird der reichste Ersatz entsprechen. Ach! man muß nur warten gelernt haben: es wird Alles, Alles; freilich oft spät; und die Schmerzenszeit dieses Wartens kommt auch in Betracht, ich weiß wohl! Diese Schmerzenszeit ist aber unerläßliche Bedingung, Zeit des Reisens, von deren Dauer eben die Trefflichkeit der Früchte abhängt. —

Das ist wieder eine Epistel, liebe Freundin! Wenn ich nicht wüßte, daß Du meine Herzensergießungen gern läsest, so würd' ich Dich wegen der Länge um Ver-

ziehung bitten müssen. Es macht mich so glücklich, mich mit Dir auszuplaudern.

(Beschluß folgt.)

Ein Kapitel über Handschriften.

Die Bemerkung, daß man aus der Handschrift den Charakter eines Menschen herausfinden kann, mag wohl nur selten ihre Richtigkeit haben. Vielleicht erfordert diese Arbeit eben so viel Kopfzerbrechen und kühne Combination, wie das Vorherbestimmen eines zukünftigen Ereignisses aus den aufgelegten Blättern eines Kartenspiels. Es hat auch nicht jede Handschrift ihr Eigenthümliches, so wie nicht jeder Mensch einen Charakter hat. Wer hat nicht schon nichtsagende Gesichter gesehen, auf denen die Hand des Schöpfers gar keinen bedeutsamen Zug angebracht? Und dann kann ja der Mensch seine Handschrift eben so gut verstellen, wie seine Gehehrden. Robespierre soll seine Bluturtheile in ganz zierlicher, leichter Schrift niedergeschrieben haben. Von dieser Hand hätte man doch gewiß scharfe, frähenhafte Charaktere erwartet, die wie Tigerzähne und Schlangenzähne den Leser angegrinst. Hier stimmte also der Charakter nicht mit der Handschrift. Viele geistreiche Leute, die in ein anstrengendes, halbmechanisches oder wohl gar geisttödtendes Geschäft eingezwängt sind, drücken in ihrer Handschrift nichts aus, als eben dieß Geschäft. Goethe schrieb eine flüchtige Juristenhand, die sich später in etwas zierlichere Ministerialformen rundete; der Phantasie-Hoffmann hatte in jedem seiner Buchstaben einen Notenkleck; Freiligrath schreibt eine Comptoirhand; Emerentius Scävola eine steife, derbe Soldatenschrift, deren Grundstriche auf den Korporalstock von ehemals hinzudeuten scheinen. Wir haben vielleicht gegenwärtig keinen originellern Dichter, als Leopold Schefer, und doch besitzt die Handschrift dieses novellistischen Titanen nicht die geringste Originellheit; sie ist correct und sicher wie die eines Schreibmeisters, eine wahre Schulhand. Tieck's Handschrift ist dadurch bemerkenswerth, daß die Zeilen beinahe in der Diagonale des Quartblattes laufen. Die Gelehrten früherer Zeiten bildeten sich auf unleserliche Handschriften Etwas ein. Fast sämmtliche deutsche Aerzte thun dieß auch heut' noch, und die unglücklichen Apotheker, welche verdammt sind, solche Recepturhaken, Kleckse und Punkte zu dechiffriren, müssen halbe Champollions seyn, ohne daß sie die hypothetische Freiheit des berühmten Hieroglyphendeuters für sich hätten. Man sollte keinem Arzte Praxis gestatten, der noch nicht leserlich schreiben, und da eine unleserliche Schrift für viele

Hunderte gar keine Schrift ist, also überhaupt noch nicht schreiben gelernt hat. Ein Arzt muß nicht bloß ver- schreiben, sondern auch schreiben können; uns zu ver- schreiben sind wir andern Leute auch im Stande.

Man glaube nicht, daß durch Uebung und Fleiß sich ein Feder, der gesunde Finger hat, eine schöne Hand- schrift aneignen kann, die Kalligraphie also eine mecha- nische Kunst ist. Es gehört ein eigener Schönheits- sinn dazu, eine Geläufigkeit im Bilden zierlicher, kunstmäßi- ger Buchstaben zu erlangen, und nur auf geläufiges Schönschreiben kommt es an, nicht auf das tagelange Malen und Zeichnen der Buchstaben mit allen möglichen Hülfsmitteln. Da sollte man nun vermeinen, daß die Maler und Zeichner, die doch eigentlich auch weiter nichts thun, als durch Linien und Punkte schöne Figuren ent- werfen, ganz perfekte Kalligraphen seyn müßten; dieß ist aber durchaus nicht der Fall. Der Schönheits- sinn begleitet diese Künstler, welche mit den Buchstaben der sichtbaren Natur schreiben, aus ihren größern und com- plicirtern Verhältnissen nicht in die kleinern und einfa- chern der Zeichenschrift, deren Bedeutung nur das Auge des damit Vertrauten entziffern kann, und die Hand gönnt sich beim Schreiben nicht die Ruhe, wie beim Zeichnen; der ästhetische Sinn, welcher aus den Fingern in den Kreidestift oder Pinsel strömt, ist nicht derselbe, welcher die Feder regiert. Und man kann wohl sagen, daß seit Erfindung der Buchdruckerkunst, besonders un- ter den Gelehrten, die Schreibekunst vernachlässigt wor- den ist. Man sehe nur die alten Manuscripte an, die so zierlich, so klassisch verschnörkelt, in jedem Buchstaben so mit Liebe und eisernem Fleiß behandelt sind. Die je- tigen Gelehrten und Schriftsteller verachten die Schreib- kunst, obgleich sie ohne diese Kunst null wären. Sie schämen sich, schöne Schriftzüge zu machen, und halten es für ganz unnütz, denn sie wissen, daß ein fragenhaft geschriebener Aufsatz im Druck eben so aussieht, wie ein schön geschriebener. Hier hätte ich Gelegenheit, ein Wort

über die Literaten zu sagen, die in göttlichster Noncha- lance die unsaubersten und uncorrectesten Brouillons ohne Weiteres zum Druck in Zeitschriften und Taschen- bücher einsenden, und den Redacteur, den Seher und Corrector in Verzweiflung bringen, aber das lasse ich klüglich bleiben, aus einem Grunde den die Redaction dieser Blätter recht gut einsieht, und bemerke dafür bloß, daß ich dem Himmel danke, kein Redacteur und kein Ty- pograph zu seyn, der schlechte Handschriften ex officio und gründlich studieren muß.

Sobald eine Fortsetzung dieses Thema's Platz findet, sollen die Handschriften der Frauen auch ihr Theil er- halten.

Breslau.

Radislaus Tarnowski.

Ameiseneier von Thuringus.

Die Meile der Berlin-Potsdamer Eisenbahn kostet 280000 Thaler.

An den sogenannten Dschungles in Ostindien erreicht das Gras oft eine Höhe von 17 Fuß und die Stengel werden 1½ Zoll im Durchmesser stark.

Herbstklage.

Ach! des Frühlings süße Lieder
Sind verstummt und traurig nieder
Senkt die Blum' das welke Haupt,
Und des Haines grüne Bäume,
Wo ich träumte holde Träume,
Hat der rauhe Herbst entlaubt.

Ach! der Liebe Himmelswonnen,
Wie des Lenzes Traum zerronnen,
Kehren nimmer mir zurück! —
Schmerzlich tönen meine Saiten,
Und die Sehnsuchts Thränen gleiten,
Und es trübet sich der Blick.

R. Köhler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Pesth.

(Beschluß.)

Eine zweite musikalische Novität war das plötzliche Auftauchen eines musikalischen Wunderkinds. Ich gestehe frei, daß sogenannte Kindervirtuosität mir stets einen Wi- derwillen einflößte, weil dergleichen Süßlinge meist nur Werke des Mechanismus, den natürlichen Entwickelungs- prozeß eines vorhandenen Talentes hemmen, mit den vor- rückenden Jahren absterben, oder von zu frühem Ueberreiz gar absterben. — Nur höchst selten potenzirten sich soge-

nannte Kinder-genies auf den Culminationspunkt der Ge- nialität, wo man sie im Kindesalter, im Geiste zu sehen wähnt. — Ganz anders jedoch verhält es sich mit unserm musikalischen Wunderkinde, das zu seiner Violinvirtuosität eine universelle, vorgerückte, wissenschaftliche Bildung, ja, was noch mehr und was von einem achtjährigen Knaben am bewunderungswürdigsten erscheint, einen ästhetischen Geschmack mitbringt. Wenn die Vorsehung dieses Kind kräftigt und erhält, so prophezeihe ich ihm bald einen eu- ropäischen Ruf, und die geneigten Leser der Vespertina werden sich bald eines achtjährigen Knaben, Joseph Ju- lius Joachim genannt, entsinnen, wenn die Fama von Pa- ris und London aus, wohin sich dieser in Begleitung seiner

Anverwandten begiebt, dessen Kunsttriumphe verkünden wird. Der achtjährige Joseph Julius Joachim, Sohn eines hiesigen, privilegirten Großhändlers, producirte sich in einem, während der Messe im großen Redoutensaale stattgehabten Concerte seines Violinlehrers Stanislaus Servaczinsky, in einem Doppelconcert mit seinem Meister und in Variationen von Pechatscheck. Der größere Theil der Anwesenden waren Franzosen, Engländer und Wiener, welche dieses großartige musikalische Phänomen nach jeder Pice mit Liebkosungen erdrückten. Hier war von sogenanntem Mechanismus, Kinderhaftigkeit und Gemachtheit keine Spur, hier war das Walten eines innern Genius sichtbar. Staunend lauschte die zahlreiche Menge den Zauberklängen dieses musterhaften genialen Kindes — und brach nach jeder Concertabtheilung in einen Strom jubelnden Entzückens aus. Mit gleicher Geläufigkeit, Anmuth und Grazie erwiederte dieses Wunderkind in drei Sprachen die Artigkeiten und Complimente anwesender Ausländer, die über seine Conversation, Lebhaftigkeit und Scharfsinn nicht minder als über seine Virtuosität erstaunt waren.

Auffehen erregt gegenwärtig das neu eröffnete Hôtel mit 78 Appartements „zur Königin von England“ vis à vis der Brücke. Es ist vom Eigenthümer Herrn Johann Bartl ganz nach dem Muster der ersten pariser Hôtels aufs Eleganteste ausgestattet. — Sir Clarke, der berühmte Londoner Hydrotect ist mit seinem Sohne zur Grundlegung der stabilen Kettenbrücke hier eingetroffen. Ueber die neuesten Erscheinungen im Gebiete vaterländischer Cultur und Geselligkeit in meinem Nächsten ausführlich. —

P. W.

Berlin, den 25. August 1839.

Es ist ohne Zweifel sehr übel invalid zu seyn, noch übler aber ist es ein Invalid zu werden. In Preußen, wo im Allgemeinen für das Militair so viel geschieht, wo jeder Soldat, der (früher 9, jetzt) 12 Jahre gedient hat, durch einen seinen Fähigkeiten entsprechenden Civilposten versorgt wird, in Preußen beträgt die tägliche Löhnung der alten im Kriege zu Krüppeln geschossenen Invaliden täglich noch nicht zwei Groschen Sächsisch. Freilich kommt dazu noch freies Logis im Invalidenhanse, Commisbrod und Montirung; allein wenn man bedenkt, daß die meisten jener armen Krüppel verheirathet sind, weil sie verheirathet seyn müssen, um eine Pflegerin zu haben, und weil der Ausspruch: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey,“ auch auf Veteranen und Stelzfüße aller Art seine Anwendung findet, erwägt man demnach, daß diese ci-devant Eisenfresser nicht nur sich, sondern auch Frau und — Gottes Segen — Kinder zu ernähren haben, und dabei lange nicht so gut situiert sind, als ein Schneidergesell, der doch wenigstens seine gesunden Glieder hat und arbeiten kann, — so muß man zugeben, hoff' ich, daß zwei Groschen täglich bitter wenig sind. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, finde ich das Unternehmen des Uhrmachers Herrn Großjean, am hiesigen Orte eine Schwarzwälder-Uhren-Fabrik anzulegen, zweckmäßig, nutzbringend und gedeiblich. Es ist interessant, wie eine Frage zugleich eine industrielle und eine militair-philanthropische Seite der Betrachtung darbieten kann. Schon Friedrich der Große hat einen Versuch gemacht, hier eine Uhren-Fabrik zu etabliren, war aber nach einem bedeutenden Verlust gezwungen, die Sache aufzugeben. Daher giebt es denn auch noch jetzt Leute genug, die das Unternehmen des Herrn Großjean tabeln, weil sie an dessen glücklichem Fortgange von Anfang an verzweifeln, und zwar mit Hindeutung auf die Geschichte. Allein man begeht oft einen gewaltigen Anachronismus, auch wenn man sich auf ein richtiges datum und factum in der Geschichte beruft. Indessen dem sey wie ihm wolle, von Seiten der Behörden, und zwar in specie der Mil-

tairbehörden wird das Unternehmen auf das Eifrigste unterstützt und protegirt. Herr Großjean hat nämlich die Absicht zu erkennen gegeben, in seiner Manufactur nur — Invaliden zu beschäftigen, und zwar so einträglich, daß der Mann während der Lernzeit täglich 6, späterhin aber täglich 12 bis 16 gute Groschen verdienen könne, bei einer Beschäftigung, die den körperlichen Kräften, den manuellen und intellectuellen Fähigkeiten der armen Veteranen durchaus entspricht. Herr Großjean hat sogar versprochen, auch Einarmige, ja selbst Blinde zu beschäftigen. Ohne Zweifel hat er das auch zu erweisen gewußt, denn das hohe Kriegsministerium hat ihm sofort einen ausgedehnten Bauplatz für das Fabrikgebäude in der Nähe des Invalidenhanfes unentgeltlich angewiesen. — Gewiß muß man einem Unternehmen Gedeihen wünschen, das dem Lande einen neuen und wichtigen Industriezweig zuführt, nächst dem aber auch einen so patriotisch-menschenfreundlichen Zweck erfüllt.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es Ihnen nicht uninteressant seyn, Einiges über die innere Einrichtung des Invalidenhanfes zu erfahren. Dasselbe ist ein großes, vor dem neuen Thor in der Nähe der sogenannten Kirchhallen freundlich belegenes Gebäude, das in mehre Abtheilungen zerfällt, mit drei großen Höfen versehen, und von Gärten und Promenaden umgeben ist. Die mittlere Abtheilung, aus einer Hauptfront und zwei weit vorspringenden Pavillons bestehend, trägt auf beiden Seiten im Siebelfelde die Inschrift: *Laeso et invicto militi*, eine kurze, energische und bezeichnende Inschrift, mit welcher aber nur die Gelehrten und die Unteroffiziere zufrieden sind. Da nämlich die Uebersetzung dieser Inschrift lautet: „dem verletzten und unbefiegten Krieger,“ so fragen die Gemeinen, einen Blick auf den Stelzfuß oder den leeren Kermel werfend, oder mit dem Stock auf die blinden Augen deutend: „Wie? sind wir verlegt? Nur verlegt?“ Stelzfuß und Hohlärmel sind der Stolz dieser lebenden Revenants, und sie hätten es viel lieber gesehen und passender und richtiger gefunden, wenn geschrieben worden wäre: „dem schwerverwundeten Soldaten.“ Die Herren Offiziere finden in dem Worte *laeso* etwas Zweideutiges, Verlegendes. „Wohl,“ sagen sie, „fühlt sich mancher Wackere hier verlegt, allein man hätte es nicht eben für alle Welt hinzuschreiben brauchen! Viel besser wäre *vulnerato* gewesen, oder *veterano*; z. B. „*invictis veteranis!*“ Nur die Unteroffiziere, deren Intelligenz nicht unter und nicht über der Kritik ist, sondern eben so weit reicht, um den Sinn der Uebersetzung der Inschrift zu verstehen, sind, wie gesagt, mit derselben zufrieden. Doch genug des Scherzes.

Der erste Commandant des Hauses ist der General v. Puttkammer, ein ehrwürdiger Greis von mehr als 80 Jahren, der die höchste Achtung und Liebe der Unteroffiziere wie der Mannschaften verdient und genießt. Seit einigen Jahren ist diesem braven und hochverdienten General in der Person des Herrn General-Majors v. Held ein zweiter Commandant zur speciellen Leitung der ökonomischen Verhältnisse des Hauses beigegeben. Zur Verbesserung derselben dürfte Herr General v. Held wenig beitragen können, nachdem dies einer eignen, von des Königs Majestät zu diesem Behuf niedergesetzten Commission nicht gelungen ist. Einige Jahre nach dem Kriege nämlich hatte sich der Fürst Blücher auf Befehl des Königs zur Inspection der Lage der Invaliden in das Invalidenhaus begeben und soll seinen Rapport laconisch dahin abgestattet haben: „Majestät! da draußen raucht kein Schornstein!“ Sogleich befahl der König die Niederlegung einer Commission; allein das Resultat der Arbeiten derselben lautete dahin, daß eine zweckmäßige Anordnung mit einem Kostenaufwande von 50 — 60000 Thlr. verbunden seyn würde. — So blieb die Sache liegen. —

(Fortsetzung folgt.)